

## 26. Kapitel.

---

Da zahlreiche Kongreßmitglieder den Wunsch geäußert hatten, sich eingehender davon zu überzeugen, daß thatſächlich die anſcheinend ſo wunderbare harmoniſche Organifation des gefamten wirtſchaftlichen Betriebes in Freiland nichts anderes, als das ſelbſtverſtändliche Ergebnis wohlberatenen und wahrhaft freien Eigennuzes ſei, wurden die Sitzungen des Congreffes für zwei Tage unterbrochen und dieſe dazu benützt, um eine Reihe größerer Edenthaler und Danafstädter Gewerke zu beſichtigen und bei dieſem Anlaſſe im Wege des Gedankenaustauſches mit den ſich zu dieſem Behuſe bereitwilligſt zur Verfügung der fremden Gäſte ſtellenden Direktoren der fraglichen Anſtalten ſowohl, als des Leiters der freiländiſchen Centralbank alle etwa auftauchenden Zweifel gründlich zu erörtern.

Das erſte Bedenken, welches geltend gemacht wurde, betraf die Frage, woher denn all die zahlloſen Arbeiter allesamt die erforderliche Sachkenntnis und Intelligenz hernähmen, um jederzeit genau beurteilen zu können, wo man ihrer gerade am nötigſten bedürfe. „Sie haben,“ ſo meinte einer der Beſucher, „eine allumfaſſende, pünktliche Statiſtik, die jede Regung Ihres wirtſchaftlichen Lebens mit peinlichſter Genauigkeit verzeichnet — ſehr wohl; aber welch hohes Verſtändnis gehört dazu, um ſich in einer ſolchen Statiſtik zu orientieren!“

„Dazu gehört in Wahrheit ein überaus beſcheidenes Maß von Verſtändnis, kein höheres, als es bei jedem vernünftigen Menſchen ohne weiteres vorausgeſetzt werden kann,“ war die Antwort. „Denn kein Arbeiter braucht ſich um anderes zu kümmern, als lediglich um den auf die einzelne Stunde ſeiner Arbeit entfallenden Ertrag. Hätten wir keinen freien Markt, auf welchem Angebot und Nachfrage die Preiſe regeln, ſo wäre es allerdings eine nicht bloß ſchwierige, ſondern eine in

Wahrheit ganz und gar unlösliche Aufgabe, herauszufinden, nach welcherlei Produkten jeweilig stärkerer oder geringerer Bedarf vorhanden und wo dementsprechend vermehrte Zuwendung von Arbeitskraft wünschenswert sei. Da sich aber bei uns jede Veränderung des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage, im Preise der Produkte ausdrückt, so ist es ganz selbstverständlich, daß der in Gemäßheit dieser Preise auf die einzelne Arbeitsstunde entfallende Nettoertrag in untrüglicher Weise anzeigt, ob der Produktionszweig oder das einzelne Etablissement, um welches es sich handelt, im Vergleiche zu anderen Produktionszweigen oder Etablissements einer Vermehrung oder Verminderung der Arbeitskraft bedarf. Daß z. B. die Maschinenfabrik, in deren Räumen wir uns soeben befinden, ihren Betrieb ausdehnen soll, ist in letzter Linie allerdings darauf zurückzuführen, daß deren Erzeugnisse derzeit besonders gesucht sind, eine Thatsache, die an und für sich festzustellen in der That eine verwickelte, höchst schwierige Aufgabe wäre; da aber diese gesteigerte Nachfrage nach hier erzeugten Maschinen insoweit, als die Produktion ihr nicht vollkommen nachgefolgt ist, notwendiger Weise das Erträgnis aller hier beschäftigten Arbeiter entsprechend vermehrt, so genügt es vollkommen, letzteren Umstand zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, damit das im Interesse der Konsumenten gelegene Ergebnis, nämlich der vermehrte Zufluß von Arbeitern, sich ganz von selbst einstelle."

"Aber ist nicht auch diese Ergründung des überall in jedem gegebenen Momente vorhandenen Erträgnisses eine für gewöhnliche Durchschnittsarbeiter allzu schwierige Aufgabe?" lautete die fernere Frage.

"Durchaus nicht," erklärte der Direktor der freiländischen Centralbank. "Sich in dem von all den tausenden Gesellschaften vorgelegten, von unserer Centralstelle ergänzten und bearbeiteten Armateriale zurechtzufinden, ist allerdings nicht Jedermanns Sache. Aber solch eingehender Untersuchung unterziehen sich auch nur Diejenigen, die sich für statistische Studien interessieren. Der gewöhnliche Arbeiter, der nichts anderes wissen will, als den Ort, wo er die seinen Fähigkeiten entsprechende höchste Rente findet, begnügt sich mit jenen übersichtlich geordneten Zusammenstellungen, welche die statistische Centralstelle zu seinem Gebrauche bietet, und welche die zahlreichen Fachzeitungen zudem mit Erläuterungen aller Art begleiten. Die geistige Leistung, die von ihm dabei verlangt wird, besteht in nichts anderem, als in der Entscheidung der Frage z. B., ob er sich mit dem am Orte seiner augenblicklichen Arbeit gebotenen Stundenetrage von 8 Schilling begnügen, oder wegen des bei einem anderen verwandten Etablissement winkenden, um einige Pfennige per Stunde höheren Ertrages sich diesem, oder etwa zeitweilig einer jener Bodenassociationen zuwenden soll, die vorübergehend — während der Erntezeit nämlich — bis zu 10 Schilling

für die Arbeitsstunde zu bieten pflegen. Er muß mit sich darüber ins Reine kommen, ob solche Gewinnsteigerung ihm genügenden Ersatz gewährt für die mit dem Ortswechsel möglicherweise verknüpften materiellen oder gemüthlichen Nachteile, für die Beschwerden und Unannehmlichkeiten des Umzuges, für die anstrengendere Arbeit u. dergl.; im übrigen aber wird dabei weder irgendwelches Verständniß verwickelter wirtschaftlicher Vorgänge, noch irgendwelches Interesse für anderes, als für den eigenen Vorteil gefordert."

"Wie aber verhüten Sie," so fragte ein anderer der Herren, "daß bei einer irgendwo eintretenden stärkeren Steigerung der Erträge der Zuzug der Arbeitskräfte allzu massenhaft ausfalle? Da keinerlei Behörde ordnend eingreift und bestimmt, wer und wie viele herbeieilen sollen, so ist doch immerhin möglich, daß statt der gewünschten Hunderte sich Tausende einstellen."

"Das könnte nur geschehen" — so lautete die Erklärung — "wenn Telegraph und Druckerpresse bei uns unbekannt wären, oder wenn wir uns ihrer nicht zu bedienen verstünden. Um welchen Teilbetrag die Rente sinkt, wenn das Angebot von Arbeitskraft wächst, läßt sich natürlich überall annähernd vorhersehen, und da nun niemand so thöricht ist, einer irgendwo auftauchenden höheren Gewinnziffer nachzulaufen, ohne sich vorher zu vergewissern, daß er diese höhere Gewinnziffer, am Ort seiner neuen Bestimmung angelangt, noch vorfinden werde, so ist es bei uns selbstverständliche Übung, daß die Arbeiter ihre Absicht den Leitungen der Associationen rechtzeitig anzeigen, daß diese Anmeldungen fortlaufend veröffentlicht werden, und daß demnach Jedermann, noch bevor er sich auf den Weg macht, vollkommen darüber beruhigt sein muß, an seinem zukünftigen Arbeitsortsorte auch wirklich noch vonnöten zu sein."

Einen zweiten Anlaß zu eingehenderen Erörterungen boten die in zahlreichen der besichtigten Gewerke vorhandenen Versuchsanstalten und wissenschaftlichen Laboratorien, die von den dort beschäftigten Technikern und Chemikern dazu benutzt werden, um die mannigfaltigsten Experimente behufs Erzielung von Verbesserungen des Betriebs anzustellen. Der hohe praktische Wert dieser Einrichtung leuchtete den Gästen natürlich sofort ein, weniger einleuchtend aber erschien den meisten derselben der erläuternde Zusatz eines der Direktoren — es war das zufällig in der Danastädter Chemikalienfabrik — daß man die gewonnenen Erfahrungen „selbstverständlich“ jederzeit veröffentliche, auf besonders nützlich erscheinende die anderen Gesellschaften wohl auch ausdrücklich aufmerksam mache und dafür ebenso selbstverständlich von diesen über alle in deren Versuchsanstalten gemachten Funde pünktlichst auf dem Laufenden erhalten werde.

"Wenn das hierzulande selbstverständlich ist, dann müßt Ihr  
Hertha, „Freiland“.

freiländischen Industriellen uneigennützig wie die Engel sein," meinte einer der Besucher. Und sich direkt an den Direktor wendend, fügte er hinzu: „Es scheint also doch, daß nicht alle Eure Einrichtungen sich sofort zu uns Abendländern übertragen lassen, denn bei uns, dessen kann ich Sie versichern, würde Niemand von ihm erfundene Produktionsverbesserungen freiwillig zur Kenntnis seiner Konkurrenten bringen, und am allerwenigsten könnte er sich darauf verlassen, daß diese ihm die ihrigen preisgeben.“

„Sie haben ganz recht," war die Antwort, „das würde Niemand bei Ihnen thun, so lange Sie an Ihren bisherigen Einrichtungen festhalten; sowie Sie jedoch die unserigen angenommen haben, versteht sich all das, was Ihnen so wunderbar uneigennützig vorkommt, ganz von selbst, als unabweisliches Gebot gerade des Eigennuzes. Denn damit z. B. wir hier in Danastadt uns des Vorteils einer von uns erfundenen Verbesserung möglichst vollständig erfreuen, ist durchaus notwendig, daß alle chemischen Fabriken des ganzen Landes die gleiche Verbesserung thunlichst rasch auch bei sich einführen. Wären wir so thöricht, unsere Entdeckungen geheim zu halten — ein Versuch, der nebenbei bemerkt angesichts der Öffentlichkeit all unserer geschäftlichen Vorgänge an und für sich ziemlich aussichtslos bliebe — so wäre das einzig mögliche Ergebnis, daß aus allen konkurrierenden Gesellschaften insolange Arbeitskräfte zu uns einwanderten, bis der Ertrag unserer Arbeit — ungerechnet auf die einzelne Arbeitsstunde — wieder auf das Niveau der anderwärts in Freiland erzielbaren Erträge herabgedrückt würde, wir also von unserer Entdeckung oder Erfindung so gut als keinen Vorteil behielten. Um das zu vermeiden, bleibt uns schlechterdings kein anderes Auskunftsmittel, als auch den Anderen Allen unsere Errungenschaft mitzuteilen; dadurch allein erzielen wir, daß die Arbeit auch anderwärts ertragreicher wird und daß also Niemand ein Interesse hat, sich behufs Mitgenusses unserer Produktionsvorteile an uns heranzudrängen. Gerade so verhält es sich natürlich mit den in anderen Gesellschaften gemachten Verbesserungen; wir können mit absoluter Sicherheit darauf rechnen, daß wir sofort von denselben verständigt werden, da auch die Anderen Alle das gleiche Interesse haben wie wir, nämlich unsere Produktionserträge zu steigern, damit sie selber den Vorteil der ihrerseits erzielten Verbesserungen möglichst vollständig genießen.“

Gegen dieses Raisonnement konnte nichts Stichhaltiges eingewendet werden. Aber jetzt machte sich die Besorgnis geltend, ob es denn nicht doch möglich sei, dieses Unrecht der Gesamtheit an den Ergebnissen jedes irgend erzielten Produktionsvorteils auf Umwegen zu durchkreuzen.

„Was geschähe" — so wurde einer der anwesenden Direktoren gefragt — „wenn beispielsweise Sie als Leiter der Bodenassociation von Nordleikipia, dazu aufgefordert durch — selbstverständlich geheimen

— Beschluß der die Majorität bildenden alten Mitglieder, es versuchen wollten, neue Zuwanderer vom Mitgenuße irgendwelcher besonderer Produktionsvorteile im Wege schlechter unfreundlicher Behandlung fernzuhalten; wer schützt in solchem Falle diese Neulinge gegen Ihre, von der Majorität Ihrer Associationsmitglieder nicht bloß gebilligte, sondern geradezu in deren Interesse geübte Willkür? Die Mißhandelten haben die Freiheit, fortzuziehen; aber das ist es ja eben, was — Sie entschuldigen wohl die, bloß um der prinzipiellen Aufklärung willen vorgebrachte Unterstellung — erreicht werden will und was doch verhütet werden muß, soll darüber nicht Ihre ganze Gleichberechtigung in die Brüche gehen. Oder die Majorität kann sich zu gleichem Zwecke ein so hohes Präcipuum votieren, daß das damit geübte Unrecht alle Zuwanderung abhält. Wo liegt der Schutz gegen derartige Ausschreitungen des Eigennuzes in einem Gemeinwesen, welches keinerlei Einengungen des individuellen Eigennuzes kennt und kennen will?"

"Übermals in der freien Konkurrenz," entgegnete lächelnd der Direktor. „Derartige Ausschreitungen wären bei uns nur möglich, wenn sie im geheimen geübt werden könnten, d. h. wohlverstanden, wenn nicht bloß die darauf abzielenden Beschlüsse, sondern auch deren Ausführung der Aufmerksamkeit des ganzen Landes vollständig entginge. Ich müßte nicht bloß den geheimen Auftrag von meinen Associationsmitgliedern erhalten, alle Zuwanderer hinauszuschifanieren, ich müßte auch das Kunststück zuwege bringen, diesen Auftrag derart im Verborgenen zu vollstrecken, daß Niemand, am allerwenigsten die Opfer desselben, das Geringste davon merkten. Denn mit dem Momente, wo meine Praktiken ruckbar würden, wäre ich — darauf können Sie sich verlassen — zum längsten Direktor, meine Auftraggeber wären zum längsten Majorität der Bodenassociation von Nordleikipia gewesen. Und genau ebenso verhielte es sich, sowie unser Beschluß, den alten Mitgliedern ein ungehörliches Präcipuum zuzuwenden, bekannt würde. Denn wie Sie leichtlich ermessen können, ist die öffentliche Meinung Freilands in keinem Punkte wachsamere und eifersüchtiger, als gerade in diesem, ihren Lebensnerv berührenden, das individuelle Interesse Aller gleichmäßig bedrohenden; und da die schrankenlose Freizügigkeit allen Arbeitern des ganzen Landes jederzeit gestattet, welcher Gesellschaft immer beizutreten, so gehört keine sonderliche Phantasie dazu, um sich das mit unfehlbarer Sicherheit Kommende genau auszumalen. Der erste Arbeiter, den meine planmäßigen Chikanen zum Verlassen unserer Gesellschaft zwingen, würde vielleicht selber noch keine böse Absicht bemerken; der zweite vielleicht schon Lärm, aber vorerst noch vergeblichen schlagen; beim dritten und vierten dürfte bereits das öffentliche Mißtrauen rege werden, und ehe ich meine Künste am zehnten Opfer zu üben vermöchte, wäre durch einen aus allen Gauen herbeiströmenden Zufluß neuer Mitglieder

die übelwollende Majorität und ich natürlich mit ihr unschädlich gemacht.“

Bei Besichtigung der Danastädter Porzellanmanufactur regte die hohe künstlerische Vollendung der Formen wie Farben aller dort erzeugten Gefäße einen der Besucher zu der Frage an, wie es denn möglich sei, die zu solcher Produktion doch ganz offenbar unerläßliche strenge Auswahl tüchtiger Kräfte mit der allgemeinen Freizügigkeit zu vereinbaren. „Hier,“ so meinte der Betreffende, „kann man doch sicherlich nur erlesenes, nicht bloß technisch, sondern sogar künstlerisch geschultes Personal verwenden, und die in allen Werkstätten herrschende musterhafte Ordnung, die Gediegenheit jedes einzelnen, aus denselben hervorgehenden Stückes beweist, daß thatsächlich nur solches Personal verwendet wird. Für selbstverständlich halte ich es dem entsprechend, daß der hier auf den einzelnen Arbeiter entfallende Verdienst ein hoher ist. Wie kommt es, daß sich keine Unfähigen eindringen? Welches Mittel wenden Sie an, um diese Fabrik auf ihrer Höhe zu erhalten?“

„Wir beschäftigen eben keine unfähigen Arbeiter dort, wo wir sie nicht brauchen können,“ war die Antwort des Direktors. „Als Handlanger und bei den rein mechanischen Berrichtungen kommt Jedermann unter, der sich dazu meldet; wer in den Zeichen- und Modellir-Sälen beschäftigt werden will, muß sich strengen Prüfungen unterziehen und wird unnachsichtig abgewiesen, so er diese nicht besteht.“

„Und wer entscheidet bei diesen Prüfungen über Annahme oder Abweisung des Bewerbers?“ fragte ein anderer der Besucher.

„Ich ganz allein,“ erklärte der Direktor.

„Wie vereinbart sich das aber mit der gerühmten freiländischen Freizügigkeit?“ lautete die fernere Frage.

„Die Freizügigkeit bezieht sich bloß auf den Beitritt zu einer Gesellschaft, nicht aber auf die Verwendung in derselben. Jedermann kann sich jeder beliebigen Gesellschaft wann immer anschließen; die bloße Anmeldung genügt, um ihn zum Mitgliede derselben zu machen. Ob und zu welcherlei Arbeit er jedoch verwendet werden soll, darüber entscheidet die Verwaltung der Gesellschaft. Die statutarischen Bestimmungen welche die einschlägigen Machtvollkommenheiten der Direktoren regeln, sind nicht überall gleich; wo es sich um ordinäre Handarbeit handelt, ist die den Direktoren eingeräumte discretionäre Gewalt eine beschränkte; wo, wie beispielsweise hier in der Porzellanmanufactur, der gedeihliche Betrieb nicht bloß von dem guten Willen, sondern von ganz besonderen Fähigkeiten aller Mitarbeiter abhängt, ist sie eine absolute. Die Verwendung des Personals ist hier gänzlich meinem freien Ermessen überlassen; keinerlei statutarische Einschränkung hindert mich dabei.“

„Dann aber,“ so meinten einige der fremden Besucher, „ist die Freizügigkeit doch nichts Anderes, als ein leerer Schall. Was nützt

den Arbeitern das Recht, jeder Association beizutreten, wenn dem das Recht der Associationsleitung gegenüber steht, sie nicht zu verwenden? Am Ertrage nehmen sie doch nur nach Maßgabe ihrer faktischen Arbeitsleistung teil, sie erhalten also wenig oder nichts, wo man ihre Leistungen wenig oder gar nicht in Anspruch nimmt, und die Wahrheit ist nach all' dem, daß in Freiland zwar Niemand zur Arbeit gezwungen werden kann, an den Arbeiten Anderer jedoch Jedermann nur dann teilzunehmen vermag, wenn diese Anderen oder die von diesen Anderen gewählten Direktoren es gestatten.“

„Gernach, gemach, meine Herren,“ mengte sich hier einer der freiländischen Verwaltungschefs in's Gespräch. „Haben Sie bereits vergessen, was Ihnen vor einer Stunde der Direktor der Bodenassociation von Nordleikipia sagte? Die Direktoren haben zwar die Entscheidung und häufig unbedingte Entscheidung über die Verwendung der gesellschaftlichen Mitglieder; ihre Vollmacht ist aber jederzeit widerruflich. Das zwingt sie zunächst, in ihren Verfügungen das Rechtsgefühl der Genossen zu berücksichtigen. Ein Direktor, der die ihm eingeräumte Machtvollkommenheit mißbrauchen wollte, würde nicht wiedergewählt, vielleicht, wenn er es zu arg treibt, sofort abgesetzt werden. Und daß er selbst unter Zustimmung der alten Associationsmitglieder kein Unrecht gegen Neuangemeldete üben könne, dafür bürgt eben das mit dem bloßen Beitritte unmittelbar verknüpfte Stimmenrecht jedes Mitgliedes. Die Direktoren müssen bei Ausübung ihrer Befugnisse nicht bloß den Willen ihrer jeweiligen Associationsgenossen, sondern die gesamte öffentliche Meinung Freilands respektieren, und diese würde es nicht dulden, wenn sie das Entscheidungsrecht über die Verwendung neuangemeldeter Mitglieder zu etwas anderem, als zur Fernhaltung Ungeeigneter benützen, wenn sie es etwa dazu mißbrauchen wollten, durch ungehörige Strenge die Anzahl der thatsächlich verwendeten Mitglieder zu beschränken.“

„Wir begreifen,“ meinte der erste der Fragesteller. „Wenn solcher Mißbrauch erfolgt, brauchen die davon Betroffenen den Vorgang bloß zu veröffentlichen, damit durch massenhaften Beitritt neuer Mitglieder eine, die schuldigen Direktoren unter Anklage stellende und Abhilfe schaffende neue Majorität in den betreffenden Generalversammlungen sich einfinde. Aber ist es der öffentlichen Meinung stets so leicht, sich ein richtiges Urteil darüber zu bilden, ob in solchen Streitfällen die der Ungerechtigkeit angeklagten Direktoren oder deren Ankläger im Rechte sind? Ist es nicht mißlich, in Fragen des Geschmacks und des Talentes alle Welt zum Richter zu machen? Besteht nicht die Gefahr, daß die Direktoren in der Ausübung auch berechtigter Strenge durch die stete Sorge auf ein ihnen solcherart drohendes, vielleicht blindes Volksgericht sich gehemmt sehen? Und leidet schließlich nicht die Disziplin sowohl als die

öffentliche Ruhe bei derartigen unter Anrufung der öffentlichen Meinung durchgeführten Kämpfen um die Majorität in den Generalversammlungen?"

"All' diese Bedenken sind unzutreffend," war die Antwort. "Es fällt keinem, von einer Direktion nicht nach seinem Willen verwendeten Arbeiter ein, ohneweiteres Lärm zu schlagen und an die öffentliche Meinung zu appellieren. Thäte er es auch, so würde man ihn schwerlich beachten. Ist er von der Gerechtigkeit seiner Sache und von der Augenfälligkeit des ihm widerfahrenen Unrechtes nicht durchaus überzeugt, so wird er es jedenfalls vorziehen, sich stillschweigend anderswohin zu wenden, wo man ihn bereitwilliger aufnimmt. Ist er dagegen entschlossen, den Kampf aufzunehmen, so wendet er sich zunächst noch immer nicht an die Öffentlichkeit, sondern verlangt, daß seine Sache vor ein Schiedsgericht komme, was ihm nicht verweigert werden darf. Sie werden nun fragen, ob denn die Aussprüche dieser Schiedsrichter unfehlbar sind? Keineswegs, ja der Direktor braucht sich denselben nicht einmal ohneweiters zu fügen, sondern kann es immer noch darauf ankommen lassen, seine Sache vor der Öffentlichkeit und in der Generalversammlung der Mitglieder zu vertreten. Wenn aber derartige gegen eine Direktion gefällte Urteile sich häufen, so ist diese jedenfalls verloren. Das alles ist so selbstverständlich, daß es nur in höchst seltenen Ausnahmefällen wirklich dazu kommt. Und auch daß die als oberste Instanz zu betrachtende öffentliche Meinung ihres Amtes in ungerechter Weise walte, ist absolut ausgeschlossen. Irren kann schließlich auch sie; daß sie jedoch das Richtige zum mindesten ehrlich anstrebe, dafür bürgt das unzweideutige Interesse, welches jedermann in Freiland an der gerechten Handhabung der den Direktoren eingeräumten Machtbefugnisse hat. Denn während auf der einen Seite alle Welt hierzulande daran interessiert ist, daß es jedermann gestattet sei, den seinen Fähigkeiten entsprechenden höchsten Ertrag der eigenen Arbeit zu erlangen, ist es auf der anderen Seite ebenso offenbar jedermanns Interesse, die Produktion durch das Eindringen ungeeigneter Arbeitskräfte nirgend stören zu lassen. Kein Freiländer wird seine Zustimmung dazu geben, daß die Arbeiter dieser Porzellanfabrik sich gegen gleich geschickte Zeichner und Modelleure aus irgend welchem Grunde abschließen, aber ebenso wenig kann und wird irgend ein Freiländer wollen, daß diese Fabrik hinkünftig Rückschritte statt Fortschritte mache. Die öffentliche Meinung will also zum mindesten bei uns stets das Rechte; und da dies die Leiter aller Gesellschaften wissen, so haben sie keinen Anlaß zu Besorgnissen, sofern nur auch sie sich an das Recht halten."

Diese Darlegung wirkte so schlagend, daß fernerhin kein Zweifel gegen die im Wege wahrhaft freier Konkurrenz bewirkte Harmonie der wirtschaftlichen Interessen laut wurde. Die Kongreßmitglieder hatten zwar noch wiederholt Anlaß, über gar Manches, was sie sahen und

hörten, in Erstaunen zu geraten; daß jedoch Freiheit und Gleichberechtigung die unfehlbaren Zauberformeln seien, auf deren Weckruf die nämlichen Wunder allüberall auch außerhalb Freilands in die Erscheinung treten müßten, war ihnen zur Gewißheit geworden.

Nach Ablauf der zweitägigen Pause wurden die Beratungen des Kongresses wieder aufgenommen. Zur Diskussion gelangte Punkt 3 der Tagesordnung: Sind Not und Elend nicht etwa Naturnotwendigkeiten und müßte nicht Übervölkerung eintreten, wenn es vorübergehend gelänge, das Elend allgemein zu beseitigen? Als erster Redner war vorgemerkt

Robert Murchison. (Rechte): Ich muß zuvörderst Namens meiner bisher die Durchführbarkeit des socialen Reformwerkes bezweifelnden Gesinnungsgenossen die bündige Erklärung abgeben, daß wir nunmehr nicht allein von der Durchführbarkeit, sondern von der naturgesetzlichen Unvermeidlichkeit desselben durchaus überzeugt sind. Auch die fernere Hoffnung hat das bisherige Ergebnis der Verhandlungen gezeitigt, daß es der geehrten Gegenpartei gelingen werde, unsere noch vorhandenen Bedenken eben so siegreich zu zerstreuen; einstweilen kann ich mich derselben noch nicht entschlagen und fühle mich daher im Interesse allseitiger Aufklärung verpflichtet, dieselben nach Kräften zu begründen.

Das weitaus wichtigste dieser Bedenken, welches unabhängig von allen bisher erörterten Fragen noch ungebrochen aufrecht steht, ist das nunmehr zur Diskussion gelangende. Es richtet sich nicht gegen die Durchführbarkeit des allgemeinen Freiheits- und Wohlfahrtswerkes. Die wirtschaftliche Gerechtigkeit muß und wird zur Wahrheit werden, das wissen wir nun; wissen wir damit aber auch schon, daß sie sich wird behaupten können? Die wirtschaftliche Gerechtigkeit wird Reichtum für alle Lebenden zur Folge haben. Not und Elend mit ihrem Gefolge zerstörender Laster werden vom Erdboden verschwinden. Mit diesen aber werden zugleich jene Hemmnisse verschwunden sein, welche bisher der schrankenlosen Vermehrung des Menschengeschlechts Grenzen zogen. Mehr und mehr wird die Menge der Bevölkerung anwachsen, bis endlich — der Tag mag noch so ferne sein — die Erde ihre Bewohner nicht mehr zu ernähren im Stande sein wird.

Ich will Sie mit ausführlicher Wiederholung und Begründung des bekannten Lehrsatzes meines berühmten Landsmannes Malthus nicht ermüden. Viel wurde gegen denselben gesagt, Stichhaltiges, Überzeugendes bisher nicht. Daß die Vermehrung der lebenden Individuen keine andere natürliche Schranke als den Nahrungsmangel kennt, ist ein Naturgesetz, dem nicht bloß der Mensch, sondern jedes lebende

Wesen erbarmungslos unterworfen bleiben muß. Gleichwie die Seringe, wenn sie sich frei vermehren könnten, endlich im Weltmeere nicht mehr Raum hätten, so müßte auch der Mensch, wenn die Zunahme seiner Zahl nicht auf das Hindernis des Nahrungsmangels stieße, endlich keinen Raum mehr auf der Erdoberfläche finden. Auch bestätigt die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker diese grausame Wahrheit; überall sehen wir, daß es der Nahrungsmangel, die Not mit ihrem Gefolge ist, was die Menge der Lebenden innerhalb gewisser Grenzen hält. Das wird auch in alle Zukunft so bleiben. Die wirtschaftliche Gerechtigkeit kann diese traurige Grenze weit, sehr weit hinausrücken, völlig beseitigen kann sie sie nicht. Zehnfach und hundertfach größer kann unter ihrem Walten der Nahrungsspielraum werden, ins Unendliche kann er sich nicht ausdehnen. Und ist einmal das Unvermeidliche eingetreten, was dann? Mehr und mehr wird dann der Reichtum den Entbehrungen und schließlich bitterster Not weichen, und zwar einer Not, die um so schrecklicher, hoffnungsloser sein wird, weil es aus ihrem alle Kultur erdrückenden Bannkreise kein Entrinnen geben wird, nicht einmal jenes teilweise, welches früher die Ausbeutung zum mindesten einer Minderzahl geboten hatte. Wird dann die Menschheit, nachdem sie den Kreislauf vom Kannibalismus zur Ausbeutung und von dieser zur wirtschaftlichen Gerechtigkeit vollendet, wieder umkehren zur Ausbeutung, vielleicht gar zum Kannibalismus? Wer könnte es sagen? Klar scheint nur, daß die wirtschaftliche Gerechtigkeit keine Entwicklungsphase ist, deren sich unser Geschlecht längere Zeit hindurch erfreuen könnte.

Zwar hat Malthus und haben Andere nach ihm vorbeugende Maßregeln zur Verhütung der Übervölkerung vorgeschlagen, um dem rückwirkenden Einflusse des Elends zuvorzukommen. Aber alle diese auf künstliche, planmäßige Unterdrückung der Volksvermehrung abzielenden Mittel und Mittelchen sind — wenn sie sich überhaupt durchgreifend in Anwendung bringen lassen, nur denkbar in einer armen, vor den äußersten Folgewirkungen des Elends zitternden Bevölkerung; wie in Überfluß und Muße lebende, zudem vollkommenster Freiheit sich erfreuende Menschen dahin gebracht werden sollten, sich geschlechtlichen Einschränkungen zu unterwerfen, vermag ich nicht abzusehen. Diese Art Vorbeugung könnte meines Erachtens in der freien Gesellschaft günstigsten Falles erst dann Platz greifen, wenn die Not der Übervölkerung schon einen hohen Grad erreicht, den einstigen Wohlstand und mit diesem vielleicht auch das individuelle Freiheitsgefühl bedenklich vermindert hätte. Das sind, ganz abgesehen von der ethischen Widerwärtigkeit all dieser gewaltsamen Eingriffe in das — gerade unter dem Walten der wirtschaftlichen Gerechtigkeit so überaus zart sich gestaltende — Verhältnis der Geschlechter, sehr wenig erfreuliche Perspektiven. Sie zeigen uns im Hintergrunde der Ereignisse

ein Bild, welches gar traurig absticht von der überschwenglichen Entfaltung des ersten Anfanges. Glauben die Männer von Freiland ihre Schöpfung auch gegen diese Gefahren wappnen zu können?

Franzisko Espero (Linke): Der Mensch unterscheidet sich dadurch von den anderen lebenden Wesen, daß er sich seine Nahrungsmittel selber bereitet, und zwar desto leichter bereitet, je dichter mit fortschreitender Kultur die Bevölkerung wird. Das hat ein großer amerikanischer Volkswirt (Carey) seinerseits bewiesen und damit gezeigt, daß das im übrigen unangefochten geltende Naturgesetz des notwendigen Zurückbleibens des Nahrungsspielraums hinter der Vermehrung der Arten, auf den Menschen keine Anwendung findet. Das trotzdem Not und Elend bisher stets als Hemmnisse der Volksvermehrung wirksam waren, hat nicht in einem Naturgesetze, sondern in der Ausbeutung seinen Grund. Die Erde hätte genug für Alle hervorgebracht, wenn man nur Allen gestattet hätte, freien Gebrauch von ihren Kräften zu machen. Die Ausbeutung aber ist eine Einrichtung der Menschen, nicht der Natur, wie wir gesehen haben. Beseitigt sie, und Ihr habt für immer das Gespenst des Hungers verjagt.

Stefan Baló (Freiland): Ich halte es für nützlich, den freiländischen Standpunkt in der bisher aufgetauchten Kontroverse sofort zu konstatieren. Das geehrte Kongreßmitglied aus Brasilien (Espero) hat recht, wenn es das thatsächliche Elend der Menschheit in der Epoche der Ausbeutung statt mit dem Walten natürlicher Kräfte, mit menschlichen Einrichtungen in Zusammenhang bringt. Die Massen litten Mangel, weil sie in Knechtschaft darniedergehalten waren, nicht weil die Erde sie reichlicher zu ernähren unvermögend gewesen wäre. Ich will übrigens hinzufügen, daß dieses thatsächliche Elend die Massen niemals hinderte, sich zu vermehren in dem Maße, als dies durch andere, auf die Bevölkerungsbewegung entscheidend einwirkende Faktoren bedingt war, ja daß sich in der Regel das Elend sogar als Ansporn zur Volksvermehrung erwies. Im Unrecht aber befindet sich unser Freund aus Brasilien, wenn er, gestützt auf die hohlen Redensarten Carey's, leugnet, daß die Volksvermehrung, könnte sie ins Unbegrenzte fortschreiten, endlich zu Nahrungsmangel führen müßte. Der erste der heutigen Redner hat ganz richtig bemerkt, daß es in diesem Falle schließlich dahin käme, daß den Menschen der Raum auf Erden mangelte. Man wird doch nicht annehmen, daß ein Zustand denkbar ist, bei welchem unsere Rasse die Erdoberfläche bedeckte gleich den Heuschrecken ein von ihnen heimgesuchtes Feld? Ja, in letzter Linie müßte bei wirklich schrankenlos fortschreitender Vermehrung der Menschenmenge nicht bloß die Oberfläche, sondern sogar der stoffliche Inhalt unseres Planeten zu klein werden, um die Elemente für die sich häufenden Menschenleiber herzugeben. Die Volkszunahme

— in so weit hat Malthus mitsamt seinen Anhängern Recht — muß also irgend eine Grenze haben. Ob diese Grenze aber gerade im sog. Nahrungsspielraum zu suchen sei, das ist denn doch eine andere Frage, eine Frage, die vernünftiger Weise erst dann bejaht werden dürfte, wenn festgestellt, oder auch nur plausibel gemacht werden könnte, daß nicht früher schon, lange bevor Nahrungsmangel sich einstellt, andere Einflüsse sich geltend machen, deren Zusammenwirken dann zur Folge hätte, daß die Grenzen des Nahrungsspielraums, von ganz außergewöhnlichen Fällen abgesehen, niemals auch nur annähernd erreicht, geschweige denn überschritten werden könnten.

Arthur French (Rechte): Das soeben Gehörte erfüllt mich mit maßlosem Erstaunen. Wie, das Mitglied der freiländischen Verwaltung gibt zu — was allerdings vernünftiger Weise nicht geleugnet werden kann — daß unbegrenzte Vermehrung eine Unmöglichkeit sei, und bestreitet dennoch, daß Nahrungsmangel eben die gesuchte Grenze der Vermehrung wäre? Daß Malthus geirrt, als er dieses natürliche Hemmnis auch bisher schon als in der menschlichen Gesellschaft wirksam hinstellte, kann ja ohne weiteres zugegeben werden. Die Menschen litten bisher Hunger, weil ihnen verwehrt war, sich zu sättigen, nicht weil die Erde unvermögend gewesen wäre, sie allesamt reichlich, oder zum mindesten reichlicher, zu ernähren; die Ausbeutung erwies sich also wirklich als ein schon vor Erreichung der Grenzen des Nahrungsspielraums wirksam gewesenes Hemmnis der Volksvermehrung, gleichsam als eine Hungerkur, die der Mensch sich selber auferlegte, noch bevor die Natur ihn zu einer solchen verurteilt hatte. Schon minder verständlich ist mir, was Redner darunter meint, wenn er behauptet, das durch die Ausbeutung künstlich hervorgerufene Elend habe sich mitunter nicht als Hindernis, vielmehr als Beförderungsmittel der Volkszunahme erwiesen. Insbesondere aber möchte ich näheres über jene anderen, entscheidenden Einflüsse hören, welche dies angeblich bewirkt haben sollen und von denen Redner offenbar auch in Zukunft die Regulierung der Bevölkerungszahl erwartet. Diese anderen Faktoren sollen des ferneren den wunderbaren Erfolg haben, die Bevölkerung gar niemals den Grenzen des Nahrungsspielraums auch nur nahe kommen zu lassen. Künstliche, willkürlich zur Anwendung gelangende Mittel können das nicht sein, sonst würde ein Mitglied der freiländischen Verwaltung, dieses auf schrankenloser Freiheit gegründeten Gemeinwesens, nicht so zuversichtlich von ihnen sprechen. Doch abgesehen von all dem — wie kann die Wirksamkeit eines so elementaren Hemmnisses der Vermehrung, wie es der Nahrungsmangel ist, gerade in der menschlichen Gesellschaft in Zweifel gezogen werden, während dieselbe doch so ersichtlich in der ganzen organischen Natur hervortritt? Ist etwa der Mensch allein unter allen lebenden Wesen diesem Naturgesetze nicht unterworfen, oder kennt man vielleicht in Frei-

land sogar ein Mittel, welches z. B. die Heringe nötigen würde, bei ihrem Fortpflanzungsgeschäfte den Grenzen ihres Nahrungsspielraums niemals nahe zu kommen, sich vielmehr bei demselben auf jenes vernünftige Maß zu beschränken, welches den Rücksichten auf das gedeihliche und reichliche Fortkommen ihrer Sippe entspräche?"

Mächtige Erregung herrschte nach dieser mit schneidiger Schärfe vorgebrachten Rede im Saale. Gesteigert wurde das Gefühl erwartungsvoller Spannung noch dadurch, daß mehrere Mitglieder der freiländischen Verwaltung zum Präsidenten eilten und demselben ersichtlich nahe legten, sich zum Worte zu melden. Der ganzen Versammlung bemächtigte sich die Empfindung, daß die Debatte — nicht bloß die heutige, sondern die des Kongresses überhaupt — an ihren entscheidenden Höhepunkt gelangt sei. Vermochten die Wortführer der wirtschaftlichen Gerechtigkeit auch diesmal die Bedenken der Gegner siegreich zu wiederlegen, als irrig und gegenstandslos nachzuweisen, so war die große Geisteschlacht endgiltig gewonnen; was dann noch folgen mochte, konnte fürderhin nicht mehr der Frage gelten, ob, sondern bloß derjenigen, wie die neue sociale Ordnung gedeihlich und dauernd ins Werk zu setzen sei. Erlahmte aber an diesem Punkte die Kraft der freiländischen Beweisführung, gelang es ihr nicht abermals, das Gebäude der gegnerischen Argumentation umzublasen, gleich einem Kartenhause, so waren alle bisherigen Erfolge vergebens. Das Elend der Gegenwart zu beseitigen, um damit der Zukunft nur desto hoffnungsloseres Elend zu bereiten, das war es nicht, wofür man sich begeistert hatte.

Unter atemloser Spannung ergriff endlich Dr. Strahl das Wort, nachdem er den Vorsitz an seinen Kollegen Mey aus der freiländischen Verwaltung abgegeben hatte:

„Unser Freund von der Rechten“, so begann er seine Rede, „hat den an uns gerichteten Appell mit der Frage geschlossen, ob wir in Freiland das Mittel kennen, welches die Heringe nötigen würde, sich bei ihrem Fortpflanzungsgeschäfte innerhalb jener Schranken zu halten, die den Rücksichten auf das gedeihliche und reichliche Fortkommen ihrer Sippe entsprächen. Meine Antwort darauf lautet kurz und bündig: Jawohl, wir kennen dieses Mittel. (Bewegung.) Sie erstaunen? Mit Unrecht, lieben Freunde, denn Sie kennen es in Wahrheit so gut wie wir, und nur jene eigenartige geistige Kurzsichtigkeit, die den Menschen hindert, noch so bekannte Dinge wahrzunehmen, sowie es sich um deren Nutzenanwendung auf einen Gegenstand handelt, bezüglich dessen die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurteile ihm verbieten, von seinen Sinnen und seinem Urteilsvermögen Gebrauch zu machen, nur diese ist es, die Sie glauben macht, Sie kennen es nicht. Also, ich behaupte, daß Sie Alle das fragliche Mittel so gut wüßten; wie wir. Aber da=

mit will ich keineswegs sagen, wie Sie anzunehmen scheinen, daß wir oder Sie imstande wären, den Heringen diese vorsorgliche Rücksicht erst beizubringen, was in der That ziemlich schwer durchführbar wäre; ich behaupte vielmehr, daß unsere gemeinsame Kenntniss des Mittels nicht in unserer Erfindungs-, sondern in unserer Beobachtungsgabe ihre Quelle hat, mit anderen Worten, daß mit den Heringen von jeher geschieht, wozu sie nach der Meinung des Fragestellers erst durch unseren Witz angeleitet werden müßten und daß wir daher, um zur Kenntniss des fraglichen Vorganges zu gelangen, bloß nötig hatten: erstlich, die Augen zu öffnen, um zu sehen, was in der Natur vorgeht und sodann unseren Verstand einigermaßen zu gebrauchen, um auch hinter das Wie dieses Naturvorganges zu gelangen.

Öffnen wir also zunächst unsere Augen, d. h. entfernen wir die Binde, die ererbte ökonomische Vorurteile um dieselben gelegt haben. Um Ihnen dieses zu erleichtern, meine Freunde, bitte ich Sie, ein beliebiges Naturwesen, also beispielsweise den Hering ins Auge zu fassen, ohne dabei an dessen mögliche Beziehungen zur Bevölkerungsfrage innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu denken, d. h. suchen Sie beim Hering keinen Erklärungsgrund des menschlichen Elends, sondern betrachten Sie denselben einfach als einen der vielen Kostgänger am Tische der Natur. Unmöglich wird Ihnen dann entgehen, daß diese Tier-species zwar in sehr zahlreichen Exemplaren vertreten ist, daß aber noch unendlich zahlreichere an besagtem Tische reichlich Platz fänden. Ja ich behaupte, daß Sie sich — immer vorausgesetzt, daß Sie dabei nur den Hering und nicht zugleich im Hintergrunde das menschliche Elend im Auge haben — selber verlachen würden, käme Ihnen auch nur entfernt der Gedanke, die Heringe könnten, wenn ihrer etwas mehr wären, keine Nahrung im Weltmeere finden, es seien ihrer gerade so viel vorhanden, als dort satt zu werden vermöchten. Oder nehmen wir eine andere Tierart, deren Ernährungsverhältnisse wir nicht wie bei den Heringen bloß durch unbefangenes Nachdenken, sondern erforderlichen Falls leicht durch wirklichen Augenschein zu erkennen vermögen, also z. B. den Elefanten, den Malthus ja auch besonders namhaft gemacht und für den er gleichfalls berechnet hat, in welcher Frist ein einzelnes Pärchen den ganzen Erdkreis mit seinen Nachkommen erfüllen müßte, um daraus die Schlußfolgerung zu ziehen, daß es der Nahrungsmangel sei, was dieser schrankenlosen Vermehrung das Ziel setze. Lehrt Sie nicht der erste, oberflächlichste Blick, daß nirgend auf Erden auch nur entfernt so viel Elefanten sind, als reichlich und in Fülle Nahrung fänden? Würden Sie nicht jeden für einen Faselanten halten, der Ihnen das Gegenteil weis machen wollte?

Sie wissen also insgesamt — das bitte ich zunächst festzuhalten — daß jede Tierart, sie mag nun selten oder zahlreich, mehr oder minder

fruchtbar sein, sich mit ihrer Vermehrung regelmäßig innerhalb solcher Schranken hält, die von den Grenzen des sogenannten Nahrungsspielraums weit, unendlich weit entfernt sind. Ich gehe weiter; Sie wissen nicht bloß, daß es so ist, Sie wissen auch, daß und warum es so sein muß. Die unbefangene Beobachtung der Naturvorgänge sagt Ihnen nämlich bei nur einigem Nachdenken, daß eine Art, die sich wirklich regelmäßig bis an die Grenzen des Nahrungsspielraums vermehrte, also regelmäßig dem Hunger und den Entbehrungen ausgesetzt wäre, notwendiger Weise verkümmern müßte.

Sie wissen also, daß jener unerschöpfliche Überfluß, der im Gegensatz zum Elend der menschlichen Gesellschaft allenthalben in der Natur herrscht und den dieses Gegensatzes halber die Denker und Dichter aller Zeiten besprochen und besungen haben, kein Werk des Zufalls, sondern der Notwendigkeit ist und es erübrigt nur mehr die Ergründung jenes Naturprozesses, jenes causalen Zusammenhanges, kraft dessen sich diese Notwendigkeit vollzieht. In diesem Punkte war man zur Zeit, als Malthus schrieb, allerdings auf allgemeine Redensarten angewiesen. Das Dunkel, welches die Entwicklungsgeschichte der organischen Welt verhüllt, war damals noch nicht erhellt; man mußte sich also damit begnügen, alle Vorgänge im Tier- und Pflanzenreiche aus dem Walten der Vorsehung oder der sogenannten Lebenskraft zu erklären — was natürlich auch damals niemand hinderte, die Thatsache sowohl, als die Notwendigkeit dieses einstweilen unerklärlichen Naturvorganges zu sehen und zu begreifen. Sie aber — im Jahrhundert nach Darwin lebend — können auch über diesen letzten Punkt keinen Augenblick im Zweifel sein. Sie wissen, daß es der Kampf ums Dasein ist, in welchem sich die lebenden Wesen zu dem entwickeln, was sie sind, daß Eigenschaften, die sich als nützlich und notwendig zum Gedeihen einer Art erweisen, durch diesen Kampf hervorgehoben, ausgebildet und festgehalten, Eigenschaften dagegen, die sich als schädlich für das Gedeihen der Art erweisen, unterdrückt und beseitigt werden. Da nun die Eigenschaft, sich niemals bis an die Grenzen des Nahrungsspielraums zu vermehren, zum Gedeihen, ja zur Existenz jeglicher Art nicht bloß nützlich, sondern durchaus notwendig ist, so muß eben auch sie durch den Daseinskampf hervorgerufen, ausgebildet und als bleibender Artcharakter festgehalten worden sein.

Das alles haben Sie gewußt, meine Freunde, bevor ich es Ihnen sagte; nur war Ihnen dieses Ihr Wissen bloß in jenen Fällen auch bewußt, zum Gebrauche beim Denkprozesse gegenwärtig, wo es sich um rein botanische oder zoologische Fragen handelte; sowie in Ihrem Denkapparate die Saite der socialen oder ökonomischen Probleme berührt wurde, senkte sich augenblicklich ein dichter, undurchdringlicher Schleier über diese soeben noch so klaren Erkenntnisse; die Welt stellte sich Ihnen

jetzt nicht mehr so dar, wie sie ist, sondern wie sie sich durch besagten Schleier — seine Fäden heißen anerzogene Vorurteile und Wahnvorstellungen — ansieht, und Ihr Urteilsvermögen funktionierte nun nicht mehr nach jenen allgemeinen Gesetzen, die sonst unter dem Namen ‚Logik‘ sich Ihrer Achtung erfreuen, sondern machte ganz eigenartige Kapriolen, die — läge besagter Schleier nicht auf Ihren Sinnen — unmöglich ohne Wirkung auf Ihre Lachmuskeln bleiben könnten. Ja, so gründlich haben Sie sich daran gewöhnt, die Bilder, die Ihnen dieser Schleier zeigt, für die wirkliche Welt zu halten, daß Sie sich von denselben nicht zu befreien vermögen, auch nachdem Sie sich dazu aufgerafft, den Schleier selber zu zerreißen.

Die Wahnvorstellungen und Trugschlüsse der Malthus'schen Theorie sind doch eigentlich nur dadurch entstanden, daß ihr Autor nach Gründen für das Elend der Menschheit suchte, den wahren Grund aber nicht zu entdecken vermochte. Warum hungert der irische Bauer und der ägyptische Fellache, so fragte er sich; und da er — gehindert durch den bewußten Schleier — nicht zu sehen vermochte, daß sie hungerten, weil ihnen der Ertrag ihrer Arbeit weggenommen wird, ja weil man ihnen gar nicht gestattet, zu arbeiten, dabei aber bemerkte, daß die Massen überall und allezeit hungerten, örtlich und zeitlich etwas minder empfindlich, als zu anderen Zeiten und Orten, aber schließlich doch hungerten, hungerten, hungerten, trotz aller Plage und allen Fleißes, soweit menschliche Erinnerung zurückreicht — so geriet er endlich auf den Ausweg, diesen allgemeinen Hunger für die Folge eines Naturgesetzes zu halten. Jetzt wußte er es; der Fellache hungert und der irische Bauer hungert und die Völker aller Weltteile und aller Zeiten hungern, weil sie zu zahlreich sind, und sie sind zu zahlreich, weil nur der Hunger sie hindert, noch zahlreicher zu werden. Daß die vom Rätsel des Elends gepeinigte Welt das glaubte, ist schließlich zu begreifen, denn einen Grund muß das Elend doch haben und Mangels der richtigen haben noch allezeit falsche Erklärungsgründe herhalten müssen; Sie aber, meine Freunde, die Sie die Ursache des Elends in der Ausbeutung und Knechtschaft erkannt haben, Sie glauben merkwürdiger Weise noch immer an jenes seltsame Naturgesetz, welches doch Malthus nur ersann, um obigen Notbehelf aus ihm abzuleiten; das macht: Sie haben den Schleier zwar zerrissen, durchlöchert, aber seine Fäden umflattern Ihnen noch immer Haupt und Sinne. Warum der Fellache und der irische Bauer heute hungert, das zu sehen, dazu haben Sie sich aufgerafft; aber für unsere Nachkommen zittern Sie noch immer vor Übervölkerung, den Hering sehen Sie noch immer von Nahrungspflichten verfolgt, und der Elefant durchstreift für Sie immer noch mit knurrendem Magen die kahlgefressenen Waldungen Hindostans oder Afrikas — sowie Sie von Hering und Elefant weiter

hinaus denken an diese unsere armen, der Übervölkerung verfallenen Nachkommen.“

Zubehender Applaus, untermengt mit Ausbrüchen lauter Heiterkeit, durchbrauste den Saal, nachdem Dr. Strahl geschlossen. Auf seinem Wege von der Rednerbühne zum Präsidentensitze erwarteten ihn neben den Freunden, die herbeigeeilt waren, ihm die Hand zu drücken, auch die Wortführer der Opposition, die freudig und rückhaltlos den vollkommenen Sieg anerkannten.

Robert Murchison (Rechte): Ich nehme zum zweiten Male Namens meiner Gesinnungsgenossen das Wort, zunächst um zu erklären, daß wir überzeugt, vollkommen und endgiltig überzeugt sind. Daß wir ob unserer Niederlage nicht klagen, sondern uns derselben aufrichtig aus vollem Herzen freuen, werden Sie uns wohl glauben; wer sollte sich nicht freuen, eine Schreckgestalt, die ihn ängstigte und peinigte, als lächerlichen Popanz enthüllt zu sehen. Aber — möge uns das die Langmut der Glücklichen in Freiland zugute halten — die Nachwirkung der erlittenen Angst steckt uns doch noch ein wenig in den Gliedern. Wir gleichen den Kindern, denen man die alberne Furcht vor dem „schwarzen Manne“ glücklich ausgerebet hat, die aber trotzdem nicht gern allein im Finstern bleiben. Wir möchten Sie bitten, mit Ihrem Lichte in ein paar Winkel zu leuchten, aus deren Dunkel es uns noch immer ein wenig „angruselt“. Halten Sie uns deshalb nicht im Verdachte, daß wir noch immer im Stillen an den schwarzen Mann glauben; daß dieser ein leeres Schreckbild ist, werden wir nicht vergessen; aber beruhigen wird es uns doch, aus Ihrem Munde zu vernehmen, wie Sie über den wahren, natürlichen Sachverhalt denken.

Also fürs erste: welches sind Ihrer Meinung nach wohl die Mittel, deren sich die Natur im Daseinskampfe der Arten bedient, um dieselben vor einer, die Grenzen des Nahrungsspielraumes berührenden Vermehrung zu bewahren?

Lothar Wallace (Freiland): Wir sind der Meinung, daß die fragliche Eigenart, da sie eine allen Organismen gemeinsame ist, schon in einem überaus frühen Entwicklungsstadium der organischen Welt zur Reife gelangt sein muß, woraus hervorgeht, daß wir über die Einzelheiten der darauf bezüglichen Modalitäten des Daseinskampfes uns schwer genaue Vorstellungen machen können. Nur ganz im Allgemeinen vermag man zu sagen, daß zwischen Fruchtbarkeit und Sterblichkeit jeglicher Art sich ein Wechselspiel eingestellt haben muß, dessen schließliche Wirkung dahin ging, daß eine von der Gefahr des Aussterbens bedrohte Art ihre Fruchtbarkeit steigerte, oder (durch Änderung der Lebensweise) ihre Sterblichkeit minderte, während umgekehrt eine von allzustarker Vermehrung bedrohte Art ihre Fruchtbarkeit verminderte, oder (abermals durch Änderung der Lebensweise) ihre Sterblichkeit vermehrte. Selbst-

verständlich ist, daß unter Sterblichkeit hier nicht bloß Todesfälle infolge von Krankheit und Altersschwäche, sondern ebenso auch die infolge äußerer Gefahren zu verstehen sind. Die große Fruchtbarkeit der Heringe z. B. wäre nach dieser Auffassung Ursache sowohl als Wirkung ihrer Lebensweise, welche sie auf ihren Wanderzügen massenhafter Vernichtung aussetzt. Ob die Heringe und andere Wanderfische durch ihre übermäßige Fruchtbarkeit — deren erstes treibendes Motiv dann in einem anderer Naturvorgange zu suchen wäre — zu ihrer gegenwärtigen Lebensweise veranlaßt wurden, oder ob diese ihre ursprünglich aus anderm Grunde angenommene Lebensweise die überquellende Fruchtbarkeit erst hervorgerufen habe, können wir nicht wissen; aber daß hier eine Wechselwirkung besteht, notwendigerweise bestehen muß, ist einleuchtend, da sich leicht zeigen läßt, wie eine Art, deren Sterblichkeit infolge gewachsener Gefahren zunimmt, aussterben muß, wenn dieses Wachstum der Sterblichkeit nicht mit wachsender Fruchtbarkeit verknüpft ist und ebenso, wie gewachsene Fruchtbarkeit, wenn sie nicht von wachsender Sterblichkeit gefolgt ist, binnen kurz oder lang zur Verkümmernng führen müßte.

Die wechselseitige Anpassung von Fruchtbarkeit und Sterblichkeit gehört also unfraglich längst zum Artcharakter aller derzeit vorhandenen Arten ohne Ausnahme. Ihr Vorhandensein giebt sich übrigens nicht bloß in der großen, allgemeinen Thatfache kund, daß alle Arten trotz mannigfaltig wechselnder Gefahren — wenn man von urplötzlich mit besonderer Gewaltigkeit hervorbrechenden äußeren Eingriffen absieht — vor Ausrottung sowohl als vor Verkümmernng bewahrt bleiben, sondern auch in einzelnen Erscheinungen, die etwas genaueren Einblick in die physiologischen Vorgänge gestatten, welche besagter Anpassung zugrunde liegen. Sehr weit reicht diesfalls das menschliche Wissen noch nicht, aber einige Fingerzeige hat uns Zufall und Forschung doch schon geboten. So wissen wir z. B., daß reichliche Ernährung in der Regel der Fruchtbarkeit der Tiere abträglich ist; Zuchthengste, Stiere u. dgl. dürfen nicht fett werden, sollen sie ihre Zeugungskraft nicht einbüßen und ähnliches hat man auch bei einer Reihe von Muttertieren beobachtet. Den Menschen anlangend ist es eine längst bekannte Thatfache, daß die Armen fruchtbarer sind als die Reichen, in der Regel sogar trotz der wesentlich größeren Sterblichkeit ihrer Kinder zahlreichere Nachkommenschaft aufziehen, als diese. Der Name „Proletarier“ rührt von dieser schon den Römern bekannt gewesenen Erscheinung her; in England, der Schweiz und in einigen anderen Ländern hat man bemerkt, daß die adeligen, das sind also die reichen, in Sorglosigkeit und Überfluß lebenden Geschlechter sich verhältnißmäßig schwach vermehren, ja größtentheils sogar an Zahl zurückgehen; die Ergebnisse der Volkszählungen in den civilisierten Ländern zeigen ganz im allgemeinen ein umgekehrtes

Verhältniß zwischen Nationalreichtum und Volksvermehrung, wobei man sich allerdings vor dem Irrtum hüten muß, den Reichtum einzelner Klassen einer Nation mit jener durchschnittlichen Stufe des Wohlstandes zu verwechseln, auf die allein es hier ankommt. An der Spitze der Volksvermehrung steht in Europa Rußland, ohne Frage das in unserm Sinne ärmste der europäischen Länder; die unterste Stufe nimmt Frankreich ein, das Land, welches seit mehr denn einem Jahrhunderte die gleichmäßigste Verteilung des Wohlstandes aufweist. Daß das englische Volk sich rascher vermehrt, trotzdem der Gesamt-reichtum Englands demjenigen Frankreichs mindestens ebenbürtig ist, erklärt sich nach dem Gesagten einfach durch die ungleichmäßige Verteilung seines Reichtums. Auch ist es nicht bloß der Reichtum an sich, was offenbar auf die Vermehrungsverhältnisse Einfluß nimmt; auch die Art und Weise, in welcher der Reichtum genossen wird, scheint mitbestimmend zu sein. In der nordamerikanischen Union z. B. sehen wir — abgesehen selbst von der Einwanderung — starke Vermehrung bei durchschnittlich hohem Wohlstande, also eine scheinbare Ausnahme von unserer Regel. Zieht man jedoch den erregten, ruhigem Genusse abholden Volkscharakter des Yankee in Betracht, so erscheint die Ausnahme hinreichend und im Einklange mit obigem Prinzipie erklärt. Überhaupt ist aber das Studium der einschlägigen Verhältnisse noch zu sehr in der Kindheit, als daß wir erwarten dürften, heute schon volles Licht über deren Gesamtheit verbreitet zu sehen; daß jedoch der von uns als notwendig erkannte Zusammenhang zwischen Lebensweise und Fruchtbarkeit überall vorhanden sei, zeigen uns auch die bisher bekannten Tatsachen zur Genüge.

John Bufetich (Rechte): Einzelne Erscheinungen der Bevölkerungsbewegung scheinen aber doch mit diesem Prinzipie, daß gewachsene Schädlichkeiten das treibende Motiv zunehmender Fruchtbarkeit seien, in Widerspruch zu stehen. So wird zum Beispiel die Thatsache, daß nach Kriegen oder Seuchen, kurzum, wenn die Bevölkerung durch irgend ein Ereignis vermindert worden ist, die Zahl der Geburten plötzlich zunimmt, damit erklärt, daß es die wegen Verminderung der Menschenmenge eingetretene Ausdehnung des Nahrungsspielraumes sei, was die raschere Volkszunahme veranlasse. Hier wäre es also umgekehrt erleichterte Lebensführung, was zu einem Ergebnis führt, welches wir im Sinne unserer Theorie von erschwerter Lebensführung erwarten sollten.

Jan Velden (Rechte). Auch ich weiß, daß dies die landläufige Erklärung der erwähnten, längst schon bekannten Erscheinung ist und ich muß gestehen, daß ich noch vor einer Stunde diese Erklärung für höchst zutreffend, ja für unwiderleglich gehalten habe. Jetzt aber nehme ich keinen Anstand, sie für durchaus verkehrt zu erklären. Oder sollte wirklich erlaubt sein, als Regel aufzustellen, daß die Lebensführung nach

Unglücksfällen? Ich denke, daß zumeist wohl das Gegentheil zutrifft; die Menschen sind nach Kriegen oder Seuchen viel elender daran, als zuvor, und deshalb, nicht weil es sich umgekehrt verhält, nimmt ihre Fruchtbarkeit zu.

Die Auffassung, auf die sich unser Freund soeben berufen, gleicht auf ein Haar der von den darbenden Heringen oder Elefanten; sie konnte nur entstehen, weil das ökonomische Vorurteil es so verlangte, und besteht auch nur genau insoweit, als dieses Vorurteil es verlangt. Wären wir hier nicht in einer Diskussion der Bevölkerungsfrage begriffen, sondern sprächen von Krieg und Frieden, Seuchen und Gesundheit schlechthin, so würde mich der Vorredner sicherlich verwundert ansehen, wohl gar für nicht recht bei Troste halten, wollte ich mich zu der Absurdität versteigen, daß z. B. nach dem dreißigjährigen Kriege die dezimierten Reste des deutschen Volkes sich gewachsenen Wohlstandes, erleichteter Lebensführung erfreut hätten, oder daß die Überlebenden der großen Pestseuchen des Altertums und Mittelalters in materiell günstigeren Verhältnissen lebten, als vor der Seuche der Fall gewesen. Sein gesunder Menschenverstand würde sich sofort gegen diese verkehrte Auffassung auflehnen und sollte ich mich hartnäckig zeigen, so gelänge es ihm rasch, mich aus den alten Chroniken zu widerlegen, die das grenzenlose Elend jener Zeiten in so lebhaften Farben schildern. Da es sich jedoch um die Bevölkerungsfrage handelt und ihm noch immer ein Fegen jenes Schleiers, von dem unser geehrter Vorsitzender gesprochen, vor den Augen zu flattern scheint, so nimmt er die fragliche Absurdität unbesehen als eine, näherer Untersuchung gar nicht bedürftige, selbstverständliche Wahrheit. Das Elend nach Krieg und Seuchen wird jetzt, als müßte es so sein und ließe sich gar nicht anders denken, zu erleichtertem Nahrungsspielraum, da doch — so verlangt es der Schleier der Orthodoxie — Elend nur in übergroßer Volkszahl begründet sein kann. Da die Menschen Mangel leiden, weil ihrer zuviel sind, so muß es ihnen besser gehen, wenn Krieg und Seuchen sie dezimiert haben. Gegen dieses kategorische „Muß“ giebt es keinen Apell, weder an den gesunden Menschenverstand, noch an die bekanntesten Thatsachen, und sollte ein solcher dennoch von der rebellischen Vernunft versucht werden, so findet sich schon irgend etwas, um ihr den vorlauten Mund zu stopfen, z. B. der Hinweis darauf, daß die Überlebenden ihr Besitztum durch Erbschaften vergrößert sähen, daß das Händeangebot — die Nachfrage braucht man bei dieser unbequemen Gelegenheit einfach bloß zu vergessen — gesunken sei und was dergleichen mehr ist.

Robert Murchison (Rechte). Unsere zweite Frage geht dahin, ob nicht etwa im Gegensatz zur bisherigen Auffassung, wonach die nur durch Nahrungsmangel einzuengende, im übrigen aber schrankenlose Vermehrung jeglicher Art ein allgemeines Naturgesetz wäre, dem auch

Kriegen oder Seuchen leichter, der Reichtum größer sei, als vor diesen der Mensch in seiner Eigenschaft als Naturwesen unterworfen sei, umgekehrt gerade der Mensch vermöge seiner über die anderen Naturwesen erlangten Obergewalt eine Ausnahme bilde von jenem nunmehr richtiggestellten wirklichen Naturgesetze, welches dahin geht, daß zwischen Fruchtbarkeit und Sterblichkeit stets das entsprechende, jeglicher Einengung des Nahrungsspielraums vorbeugende Wechselverhältnis sich ganz von selbst einstellen müsse. Diese Besorgnis liegt um so näher, da es doch auch bei den anderen Tierarten in der Regel nicht so sehr der Wechsel in der Fruchtbarkeit, als der Wechsel in dem Verhältnisse zu äußeren Feinden ist, was das Gleichgewicht wieder herstellt, wenn die Sterblichkeit aus irgend einem Grunde sich geändert hat. Nehmen wir z. B. an, daß die Heringe einen ihnen bisher höchst gefährlich gewesenen Feind verlören, daß z. B. der Mensch — gleichviel aus welchem Grunde — aufhörte, ihnen nachzustellen, so wird es in erster Reihe wohl nicht eine Abnahme ihrer Fruchtbarkeit sein, was ihrer schrankenlosen Vermehrung entgegentritt, sondern es wird höchstwahrscheinlich eine thatsächlich eintretende, sehr starke Vermehrung der Heringe erst nachträglich die Zahl und Wirksamkeit ihrer andern natürlichen Feinde so sehr steigern, daß dadurch dann allerdings das Gleichgewicht sich wieder einstellen wird.

Der Mensch nun als König der Schöpfung, insbesondere aber der Kulturmensch, hat der Hauptsache nach keinen andern Feind, als sich selber zu fürchten; hier könnte also in der That, wenn die Sterblichkeit durch den Wegfall von Übeln, die er sich bisher selber zugefügt, abnehmen sollte, das Gleichgewicht nur durch Verminderung der Fruchtbarkeit erhalten werden; es wäre hier gleichsam der Natur jener andere Ausweg, den sie in der Tierwelt, wie soeben hervorgehoben, sonst sogar in der Regel als den nächsten ergreift, nämlich die Vermehrung der Sterblichkeit durch neue, bis dahin nicht zur Geltung gelangte Gefahren, verschlossen. Ich will zugeben, daß einige der von dem letzten Redner aus der freiländischen Verwaltung geltend gemachten Thatsachen darauf hindeuten, daß die Natur auch diesen ihr sohin allein übrig bleibende Ausweg — die Verminderung der Fruchtbarkeit — zu betreten pflege. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zahl der Geburten mit zunehmendem Wohlstande abnimmt; aber ist auch sicher, daß dies in einem Maße geschehen werde, um dauernd und radikal jegliche Gefahr der Uebevölkerung zu verhüten? Ist es so gänzlich ausgeschlossen, daß die Natur zum Menschen gleichsam also sprechen wird: „Mein Kind, Du hast Dich kraft Deiner Vernunft in vielen Punkten von meiner Gewalt emanzipiert, jene Mittel, durch deren Anwendung ich Deine tierischen Vetter vor allzustarker Vermehrung schützte, bis auf eines, und zwar gerade bis auf jenes, zu welchem ich erst im äußersten Falle zu greifen

pflege, unwirksam, unanwendbar gemacht; verlange nicht, daß ich allein Dir nun gleich wirksamen Schutz gegen dasselbe Übel gewähre, sondern benutze dazu Deine Vernunft — die ja schließlich auch eine meiner Gaben ist.“

Die Vermutung, daß die Natur dem Menschen gegenüber in dem fraglichen Punkte wirklich auf irgendwelche Selbsthilfe des Menschen angewiesen sein könnte, gewinnt an Gewicht, wenn man sich an den bisherigen Entwicklungsgang unserer Rasse erinnert. Sehr treffend und drastisch wurde uns von unseren freiländischen Freunden dargelegt, wie die Menschen in den beiden bisherigen Kulturepochen einander wechselseitig zuerst als Schlachtvieh und dann als Arbeitsvieh behandelten. Und was war es anders, als die Not, was sie zu Beidem antrieb? Drängt sich hier nicht unwillkürlich der Gedanke auf, daß unsere Vorfahren, gerade weil sie der Natur zu stark geworden waren, um durch deren Eingreifen vor Übervölkerung bewahrt zu werden, einander erst gegenseitig auffressen und dann durch Entbehrungen dezimieren mußten? In der ersten Kulturepoche schützte sich der Mensch gegen die Eingengung seines Nahrungsspielraums, indem er den Mitbewerber am Tische der Natur totschiug und vom Hunger getrieben auch sofort verzehrte; in der zweiten Kulturepoche geschah dem Wesen nach nichts anderes; der Mensch wurde langsam, stückweise aufgeessen und seiner Vermehrung dadurch eine Schranke gezogen, daß man ihn und seinen Nachwuchs ebenso langsam und stückweise durch die Plage und durch das Elend der Knechtschaft tödtete. Kurzum, der Mensch ist, seitdem er seine Vernunft gebrauchen gelernt, kein reines Naturwesen mehr; sein eigener Wille ist mitbestimmend geworden für sein Schicksal und es will mir scheinen, daß er sich auch in der zukünftigen Bevölkerungsfrage nicht auf das Walten der Natur allein verlassen darf, sondern seine eigenen Mittel zu Rate ziehen muß.

Lothar Montfort (Freiland): Daß der Mensch kraft seiner Vernunft sich zum König der Natur gemacht und außer sich selber keinen Feind sonderlich zu fürchten braucht, ist allerdings richtig, und ebenso richtig, daß er diese seine Vernunft auch in allen Beziehungen des Kampfes ums Dasein gebrauchen kann und soll. Ich bezweifle auch gar nicht, daß, wenn es sich in der Übervölkerungsfrage wirklich so verhielte, wie mein Herr Vorredner besorgt, daß nämlich der Mensch der Natur zu stark geworden, als daß sie ihm hier in derselben Weise helfen könnte wie seinen tierischen Mitgeschöpfen, er vollkommen in der Lage wäre, dieses Problem bei richtigem Gebrauche seiner Vernunft selbst zu lösen. Sollte ihm, seitdem er aufgehört hat, sich selber zu verfolgen, in der That Übervölkerung drohen, so würde und könnte durch willkürliche Beschränkung der Nachkommenschaft Abhilfe geschaffen werden.

Zunächst bedarf es keiner sonderlichen Kühnheit, anzunehmen, daß

es der Physiologie gelingen würde, verlässliche, der Gesundheit nicht abträgliche, das ästhetische Gefühl nicht verletzende, dabei aber auch keinerlei asketische Enthaltensmittel an die Hand zu geben, während die bisher von verschiedener Seite in Vorschlag gebrachten, hie und da auch thatsächlich angewendeten, allesamt zum mindesten gegen eine dieser Bedingungen sehr fühlbar verstoßen. Zum zweiten muß angenommen werden, daß die öffentliche Meinung sich zu Gunsten der geschlechtlichen Vorbeugung wenden würde, sowie diese wirklich im allgemeinen Interesse gelegen wäre, denn daß man sich bisher durch alle noch so beweglichen Deklamationen der Vorbeugungsapostel in seinen Gefühlen nicht irremachen ließ, hat darin vollauf berechtigten Grund, daß diese Apostel etwas durchaus Überflüssiges empfahlen. Es gab und gibt bisher keine Übervölkerung, den arbeitenden Massen wäre mit der Enthaltung von Kindererzeugung nicht im geringsten geholfen; die Vorbeugung wäre also in Wahrheit nichts anderes gewesen, als eine Art Kinderopfers vor dem Moloch des ausbeuterischen Vorurteils. Darüber ließ sich der Volksinstinkt nun einmal nicht täuschen und die moralischen Instinkte, nicht die Theorien sind es, durch welche die moralischen Anschauungen bestimmt werden. Wenn dagegen eine wirkliche Übervölkerung — gleichviel in welcher Form — drohte, Beschränkung der Kindererzeugung also im allgemeinen Interesse gelegen wäre, dann müßten auch die Anschauungen über Vorbeugung andere werden. Träte dies nun zu, dann läge es vollkommen im Belieben der Gesellschaft, je nach Bedarf die Volksbewegung zu regeln. Es läßt sich ganz gut denken, daß dazu keinerlei Eingreifen von obrigkeitwegen — obrigkeitliche Willkür, von gesamttheitswegen geübter Zwang, ist in der freien Gesellschaft selbstverständlich absolut ausgeschlossen und gar nicht in den Kreis der Erwägung zu ziehen — erforderlich wäre. Schon die veränderte Anschauung über die Bevölkerungsfrage, die sich allgemach zur Geltung eines Moralprinzips erhebende Meinung, daß es schädlich sei, zahlreiche Kinder zu erzeugen, müßte sich als hinreichend wirksam erweisen, vorausgesetzt natürlich, daß unfehlbare und das ästhetische Gefühl nicht verletzende Mittel der Vorbeugung vorhanden wären. Sollte diese Rücksicht aber nicht genügen, so könnte durch Erhöhung der Erziehungslast der Kinder oder sonst in irgend einer Weise, der Anreiz zu solchem Thun verschärft werden.

Aber es ist in Wahrheit ganz und gar müßig, sich in derlei Erwägungen zu ergehen, denn die Natur bedarf in diesem Falle der bewußten Mithilfe des Menschen nicht im entferntesten, der Mensch macht diesbezüglich keine Ausnahme von seinen Mitgeschöpfen; was er von der Natur hier erwartet, das leistet sie im selben Maße anderen Tieren auch, und was das Entscheidende ist, sie hat es ihm selbst bisher schon geleistet.

Ersteres anlangend, brauche ich bloß darauf zu verweisen, daß der Mensch allerdings der König der Tiere ist, daß er sich aber in dem Punkte, auf welchen es hier ankommt, mit nichten von ihnen allen unterscheidet. Es gibt Tiere, die, wenn sich die Nachstellung des einen Feindes vermindert, doppelt lebhafter Nachstellung anderer Feinde verfallen können und bei denen daher, wie der Herr Vorredner ganz richtig bemerkt, die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts nicht notwendigerweise eine Verminderung der Fruchtbarkeit zur Voraussetzung hat; es gibt aber andere Tiere, bei denen es sich diesbezüglich genau wie beim Menschen verhält: sie haben überhaupt keinen Feind, den sie zu fürchten brauchen und ein Wechsel der Sterblichkeit kann daher bei ihnen nur durch Anpassung des Fortpflanzungsvermögens ausgeglichen werden. Die großen Raubtiere der Wüste und des Meeres und noch gar manches andere Tier zählen zu dieser Sorte. Welcher Feind hindert Löwen und Königstiger, Pottfisch und Haifisch, sich bis an die Grenzen ihres Nahrungsspielraums zu vermehren? Doch nicht etwa der Mensch? Sollte man über letzteres wirklich im Zweifel sein, so frage man sich doch, wer sie daran hinderte in jenen ungezählten Jahrtausenden, in denen der Mensch ihnen noch nichts anzuhaben vermochte, oder gar noch nicht existierte? Sie haben aber — als Art betrachtet — niemals Nahrungsmangel gelitten, folglich muß ihnen die Natur genau das Nämliche geleistet haben, was wir von ihr erwarten.

Doch wie gesagt, sie hat es uns bisher schon geleistet. Denn daß in den früheren Kulturepochen der Mensch sie in diesem Beginnen, d. h. in der Erhaltung des gebotenen Gleichgewichts zwischen Sterblichkeit und Fruchtbarkeit seiner Art unterstützte, ist unrichtig. Allerdings ließen es sich die Menschen bisher angelegen sein, ihre Sterblichkeit zu erhöhen, indem sie sich gegenseitig erschlugen oder zu Tode peinigten; aber damit stellten sie nicht ein durch allzugroße Fruchtbarkeit oder allzugerings Sterblichkeit bereits gestört gewesenes Gleichgewicht her, sondern störten umgekehrt das von Natur aus bestehende Gleichgewicht, die Natur nöthigend, ihre, der Menschen, brutale Eingriffe durch erhöhte Fruchtbarkeit nachträglich gutzumachen. Der Vorredner irrt, wenn er die hier zur Sprache gelangte Entstehung der Anthropophagie aus dem ersten Konkurrenzkampfe in der menschlichen Gesellschaft dahin auslegt, daß es der Hunger, die Einengung des Nahrungsspielraums sei, was den Wilden veranlaßt, den Mitwilden zu töten oder vollends aufzufressen. Ob der Gegner erschlagen wird, oder nicht, ändert an den Nahrungsverhältnissen dieser zweibeinigen Raubtiere nichts wesentliches; dafür, daß sie sich niemals bis zu wirklicher gegenseitiger Einengung ihres Nahrungsspielraums vermehren, sorgt die Natur ganz von selbst; wenn ihrer zehnfach mehr wären, fänden sie nicht reichlicher, aber auch nicht spärlicher Nahrung; sie stellen einander gegenseitig nach und morden einander aus Bosheit

und Haß, geschürt nicht durch wirkliche Not, sondern durch den Anspruch, den alle auf alles erheben (ohne einander, wie unter dem Walten der wirthschaftlichen Gerechtigkeit der Fall, bei Erlangung des von allen Gewünschten behilflich sein zu können). Ob ihrer viele oder wenige sind, ist dabei ganz gleichgiltig. Man setze zwei Horden von je zehn Mann in ein gegebenes Stück Land und sie werden einander ebenso grimmig verfolgen, als wenn jede Horde aus Tausenden bestünde. Allerdings bringt die landläufige Legende den Kannibalismus in der Regel mit Nahrungsmangel oder doch mit Fleischmangel in Zusammenhang; aber dieser Irrtum ist nur möglich, weil die Doktrin der Ausbeutung ihren Anhängern überall die Hallucination der Übervölkerung vorspiegelt. Freilich besitzen die Kannibalen keinen Überfluß im Sinne des Kulturmenschen, weil es eben Wilde sind, die über das erste Entwicklungsstadium der Menschheit noch nicht oder doch noch nicht lange hinaus sind; aber zu glauben, daß sie Übervölkerung und Nahrungsmangel zu ihren kannibalischen Gewohnheiten gebracht, ist doch eine recht starke Leistung der Urteilslosigkeit. Denn nirgend sind es die Hungrigen, die sich an Menschenfleisch delectieren, sondern die Satten, Reichen; kein Nahrungsmittel, sondern ein Leckerbissen ist dem Kannibalen überall sein Mitmensch und diese schauerliche Gourmandise ist stets eine abgeleitete Erscheinung; der Kannibale gewinnt Geschmack an einer Handlungsweise, deren treibendes Motiv ursprünglich überall feindseliger Haß und Aberglaube gewesen.

Aber auch der Ausbeuter ist zu seinem Thun durch Einengung des Nahrungsspielraumes weder veranlaßt, noch dient dasselbe zur Verhinderung zukünftiger Übervölkerung. Nicht weil die Nahrungsmittel seltener, sondern weil sie häufiger, leichter erlangbar wurden als zuvor, schritten die Menschen zu gegenseitiger Unterdrückung, und das Elend, welches dadurch über die Unterdrückten heraufbeschworen wurde, verminderte nicht, es vermehrte ihre Zahl. Allerdings dezimiert das Elend zugleich jene Unglücklichen, deren Fruchtbarkeit es fort und fort steigert, aber wie Erfahrung zeigt, überwiegt doch letztere Wirkung die erstere, sonst könnte die Bevölkerung unmöglich desto rascher anwachsen, je proletarischer die Verhältnisse sind und desto stationärer werden, je höher der verhältnißmäßige Wohlstand steigt.

Gleichgewicht zwischen Vermehrung und Nahrungsspielraum waltet also allenthalben in der Natur kraft eines, alle lebenden Wesen beherrschenden großen Gesetzes und nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß der Mensch allein unter seinen Mitgeschöpfen demselben nicht unterworfen sein sollte.

(Schluß des vierten Verhandlungstages.)